



Blick in den Rokokosaal, 2009

Unser Schatzhaus – eine umständliche Liebeserklärung

»Introite, nam hic dii sunt« sollte irgendwo in diesem Tresor der Weimarer Klassik eingemeißelt stehen. Wer das übertrieben findet, möge im Rokokosaal innehalten – und aushalten, dass der Gips-Goethe des David d’Angers gar zu herrscherlich herabblickt: Olympische Oberaufsicht offiziell seit 1797 – und seither nicht beendet. Es gibt viele schöne Bibliothekssäle auf der Welt, aber keinen schöneren als diesen. Obwohl er Einwände herausfordert – dass er unproportional eng (und damit sehr weimarisch) und als Lese- und Arbeitsraum selten benutzt worden sei, trotz aufgereihter Kostbarkeiten nicht eigentlich ein Bibliotheksraum, sondern eher der Logarithmus, die abgehobene Idealität eines solchen. Jeder Besucher erkennt sogleich, dass die Bibliothek in ein Gebäude hineingeklemmt worden ist, das zuvor anderen Zwecken zubestimmt war; die Herzogin hatte eines ihrer Schlösser zur Verfügung gestellt, immerhin ein zuvor vernachlässigtes.

Die arbeitsame, durch raschelndes Papier und geflüsterten Austausch hörbar werdende Stille großer Säle mit vielen über die Bücher gebeugten Benutzern, die, gemeinsam lauschenden Konzertbesuchern ähnlich, einander in der Konzentration auf die Sache helfen, habe ich hier also nicht erlebt, obwohl in den 50er Jahren zu den eingetragenen, leider nicht allzu eifrigen Klienten zählend. Eher habe ich die freundlichen Damen in der Ausleihe zuweilen genervt, weil zu dem Tönegeirr beitragend, das zur guten Jahreszeit aus den offenen Fenstern der Musikhochschule von der anderen Straßenseite herüberdrang.

Für persönlichere Bezüge bieten sich zwei Anhalte. Im Schubertjahr 1953, 125. Todestag: die DDR benutzte auch halbe Anlässe, um klassische Größen für sich zu reklamie-

ren – habe ich im Rokokosaal, unter anderem mit dem Bibliothekar Walter Iwan als Geiger, Klaviertrio gespielt, mithin den alabasternen Goethe im Andante des Es-Dur-Trios mit einer schmelzenden Cello-Kantilene des schmählich ignorierten Junggenies aus Wien belästigt. Und reichlich 150 Jahre zuvor hatte hier ein Urgroßvater zu amtieren begonnen, der als Verfasser von Räuberromanen spektakuläre Erfolge weitgehend hinter sich und einen wohlverdienten Aufstieg in der Bibliothekshierarchie vor sich hatte, trotz ausgedehnter Kenntnisse zeitlebens ein armer Schlucker und unverwandt dienstfertiger Mann im Schatten. Immerhin zeigte er die Zähne, wenn Goethes Adlatus Riemer sich in der Bibliothek aufführte, als habe er die Oberaufsicht und nicht der Schwager am Frauenplan.

Der Sonderbeziehungen freilich bedarf es nicht, um die Bibliothek, damals nominell *Thüringische Landesbibliothek*, als so selbstverständlich gegeben und zur Stadt gehörig anzusehen, dass man einmal nach den Zufälligkeiten fragen sollte, die sich addieren und zusammenstimmen mussten, damit etwas derart selbstverständlich und unzufällig Anmutendes zustande käme. Bekanntlich neigen wir besonders bei erfreulichen Ergebnissen des Geschichtsverlaufs dazu, Argumente und Verursachungen im Sinne des Anscheins zu ordnen, es hätte so kommen müssen, wie es gekommen ist. Bei näherem Hinblick zeigt sich, dass uns die Realitäten selten den Gefallen tun, dem zu entsprechen.

Wo anfangen? Wohl nicht erst bei dem Glücksumstand, dass die Bücher ins sogenannte *Grüne Schloss* schon über zehn Jahre vor dem Schlossbrand von 1774 umgezogen waren, dem sie sicherlich zum Opfer gefallen wären – mit dem Umzug war auch die Entscheidung verbunden,



Kaunos und Byblis, 2009

.....

sie für Interessierte leichter als vordem zugänglich zu machen. Bei der Suche nach weiter zurück liegenden Zufällen könnten wir ins Uferlose geraten, etwa anhand der missglückten Entführung zweier wettinischer Prinzen anno 1455, der Teilung des Erbes unter die beiden dreißig Jahre später, wobei das thüringische an Ernst fiel; ebenso anhand der Wahl von Weimar zuerst als Nebenresidenz im Jahre 1513 oder der frühesten, wenngleich vorsichtigen Öffnung der Bestände durch Herzog Wilhelm Ernst im Jahre 1691, dessen Querelen mit den Mitregenten – erst Bruder, dann Neffe – später dazu beigetragen haben, den größten Musiker zu vertreiben, der je in Weimar amtiert hat – Johann Sebastian Bach. Im Übrigen war 1691 dank einer jener politisch blödsinnigen, kulturell indes segensreichen Erbteilungen nur ein kleiner Teil des vormaligen Bücherbestandes übriggeblieben – Wilhelm Ernsts Großvater war zu fast gleichen Teilen von vier Söhnen beerbt worden.

Am ehesten unzufällig im Blick auf Weimar und die Bibliothek erscheint der kulturpolitische Wettbewerb der Kleinfürstentümer, der die Möglichkeiten der Länder zu Lasten der sogenannten kleinen Leute durchweg überforderte – freilich nach Maßgaben einer Kosten-Nutzen-Balance, die die repräsentationsversessenen Potentaten nicht gelten ließen. So auch im heruntergewirtschafteten Herzogtum Sachsen-Weimar und Eisenach, und gerade auch, als eine hochkultivierte, eigensinnige braunschweigische Prinzessin hierher verheiratet wurde, die als 19jährige vor der Geburt ihres zweiten Kindes bereits Witwe war und, wenngleich sachkundig beraten, ein geographisch zerrissenes Land regieren musste, das sie zuvor nicht einmal hatte kennenlernen können. Indes hat die Misere sie nicht beirrt

– und sie kam aus Wolfenbüttel, wo sich die damals prominenteste Bibliothek nördlich der Alpen befand. Ohne es voraussehen zu können, indes eindeutig die Richtung vorgehend, setzte sie mit der Berufung Christoph Martin Wielands als Erzieher ihres älteren Sohnes jenen Schneeball-effekt in Gang, der dem Städtchen den Ehrentitel *Ilm-Athen* eintragen sollte.

Zufälle weiterhin: Der frisch promovierte Doctor juris, neuerdings heftig diskutierter Autor des *Werther*, dessen Reisewagen im November 1775 durchs Erfurter Tor hereinrollte, war keineswegs gesonnen, lange im Städtchen zu bleiben; mindestens zur Hälfte entzog er sich mit dem Ausflug nach Thüringen dem Zauberkreis der geliebten Lili bzw. protestierte gegen die vom Vater autoritär empfohlene Italienreise; wenn schon Hofgesellschaft, so mag die ihm wohlvertraute, kunstsinnige zu Darmstadt zunächst näherlegen zu haben als die nunmehr fällige Kumpanei mit dem oft rabaukenhaften Erbprinzen. Wie immer er sich zu Amtspflichten in Weimar bekannte – endgültigen Festlegungen hat er sich gern entzogen. Vermutlich waren noch die Besitznahme des Hauses am Frauenplan und die Verbindung mit der Schwester des Bibliothekars – auch ihr Erscheinen als Bittstellerin im Gartenhaus im Juli 1788 hatte sein Zufälliges – eher halbherzige Lebensentscheidungen. Vielleicht muss ja die späte Legalisierung der Verbindung, nachdem er bei der Plünderung Weimars die Unsicherheit der Verhältnisse hautnah erlebt hatte, auch als Eingeständnis begriffen werden, dass er sich jene luxuriös-verantwortungsscheue Vorläufigkeit nicht mehr leisten könne – zwanzig Jahre zuvor hatte er sie drastisch in Anspruch genommen, da er sich seinen Ministerpflichten jäh entzog und für fast zwei Jahre in Italien untertauchte. Danach hielt er es, durch Überforderungen im ersten Weimarer Jahrzehnt belehrt, mit eingeschränkten, sehr klar definierten Verantwortungen – Jenaer Universität, Theater und Bibliothek –, wenngleich weiterhin wichtigster Freund und Ratgeber der herzoglichen Familie. Was ihn nach einer törichten Charakterisierung als *Fürstenknecht* erscheinen ließ, konnte er im Hinblick auf eine Gewichtung gelassen hinnehmen, die den Großherzog am Ende fast zum *Goetheknecht* machte. Der Bibliothek ist es gut bekommen, an den Wünschen dieses Oberhirten, die Liste der Neuerwerbungen belegt es, kam man nicht vorbei.

Nur des Umfangs wegen breche ich den Versuch ab, das Geschenk unserer Bibliothek von dem her zu beleuchten, was sie hätte verhindern können – der Prinzenraub hätte gelingen, Altenburg die ernestinische Hauptresidenz bleiben können, der Umzug der Bücher hätte vor der Brandkatastrophe von 1774 noch nicht bewerkstelligt gewesen oder Goethe aus der unwirtlichen Provinz in die Großstadt und zu Lili zurückgelockt worden sein können – warum endet *Dichtung und Wahrheit* mit dem Aufbruch nach Weimar?

Eine ganz andere, ebenso eindringliche Belehrung zum Geschenk unseres Schatzhauses verdanke ich kleinen Schulmädchen, die mir auf der Schillerstraße im September 2004 nach dem Brand selbstgebackenen Zwiebelkuchen für ein horrendes Geld verkauften und dieses sogleich freudestrahlend zur Spendenkasse trugen.

PETER GÜLKE